

Besprechungen.

W. WUNDT. Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. Erster Band: Die Sprache. Zwei Teile. Leipzig, Engelmann. 1900. XV 627 und X 644 S.

Bücher, die im Strom der Tagesliteratur untergehen könnten oder vor denen es zu warnen gilt, muß man gleich anzeigen; ein Werk WILHELM WUNDTs ist allgemeiner Beachtung in den Kreisen der Psychologen und darüber hinaus so sicher, daß eine Anzeige auch nach einigen Jahren zu recht kommt¹, um so mehr, wenn sie von jemand stammt, der auf psychologischem Gebiet nicht heimisch sich über WUNDTs Werk nur sehr subjektive Gedanken vom Standpunkt einer angrenzenden Spezialwissenschaft aus machen kann.

Freilich auch WUNDT hat diese Grenze überschritten. Man darf ja den großen Plan seines neuen Werkes, von dem die 1200 Seiten der vorliegenden Bände nur das erste Drittel ausmachen, heut als bekannt voraussetzen. „Völkerpsychologie“ ist wohl das von LAZARUS und STEINTHAL geprägte Wort, hat aber im Übergang auf das WUNDTsche Werk einen merkwürdigen Bedeutungswandel durchgemacht. Jene beiden haben zwar nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise unter Völkerpsychologie die Psychologie der sogenannten Volksseele verstanden, ihr die Aufgabe zugewiesen, die einem ganzen Volk gemeinsame psychische Beanlagung zu erforschen. In anderem Sinne setzt WUNDT der Individual- die Völkerpsychologie entgegen; sie soll die im Zusammenleben der Menschen sich ergebenden psychischen Phänomene behandeln. Vielleicht würde man eine derartige Wissenschaft besser als Gesellschaftspsychologie bezeichnen, schon aus einem rein praktischen Grunde: man wird ja künftig ständig darüber im Ungewissen sein, wo Völkerpsychologie im STEINTHALschen, wo im WUNDTschen Sinne gemeint ist. Dann aber scheint mir der Plural

¹ Nachdem nun mein Manuskript noch ein halbes Jahr in der Druckerei gelegen hat, geht mir gleichzeitig mit der Korrektur die neue Auflage von Band I, Teil 1 zu. Ich hoffe, daß es mir gelungen ist, durch einige Zusätze und Änderungen meine Besprechung der Neuauflage anzupassen, nach der ich auch durchweg zitiert habe. Zugleich möchte ich meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß es WUNDT gelungen ist, soviel Interesse und Teilnahme auch für die Sprachpsychologie zu erwecken.

Völker in jenem Namen doch genau gefasst nur die STEINTHALSche Auffassung zuzulassen, während ich umgekehrt WUNDTs Einwand S. 2 nicht gelten lassen kann, daß „Gesellschaft“ zweideutig sei; einmal von WUNDT in seinem Sinne angewendet würde der Terminus „Gesellschaftspsychologie“ jene schwankende Auffassung ausgeschlossen haben, die dem Terminus Völkerpsychologie trotz WUNDTs Autorität nun für alle Zeit anhaften wird.

Fassen wir sie aber im WUNDTschen Sinne, so wird man gegen die Begrenzung, die ihr WUNDT gibt, schwerlich allzuviel einwenden können. Er schaltet nämlich aus ihr alle diejenigen Erscheinungen aus, die zwar das gesellschaftliche Dasein des Menschen zu ihrer Grundlage haben, selbst aber durch das persönliche Eingreifen einzelner zustande kommen. Demnach fällt der WUNDTschen Völkerpsychologie die Betrachtung derjenigen geistigen Erzeugnisse zu, deren Zurückführung auf einzelne Individuen im ganzen oder im einzelnen ausgeschlossen ist und die dementsprechend allgemein gültige Entwicklungsgesetze erkennen lassen. Man könnte vielleicht einwenden, daß diese Begrenzung insofern etwas willkürlich ist, als sie z. B. der Poesie den Vorzug nimmt vom Völkerpsychologen behandelt zu werden, die man doch, mag das einzelne Werk immerhin ein Erzeugnis einzelner sein, gern auch einmal unter diesem Gesichtspunkt behandelt sähe. Und wenn WUNDT der Völkerpsychologie die drei Gebiete der Sprache, des Mythos (mit den Anfängen der Religion), der Sitte (mit den Ursprüngen und allgemeinen Entwicklungsformen der Kultur) zuweist — und in seinem Sinne ja gewiß mit Recht zuweist —, so wird man hier vielleicht die umgekehrte Frage aufwerfen dürfen, ob sich denn für diese Gebiete, insbesondere aber das des Mythos und der Sitte, der Einfluß einzelner Individuen so leicht und völlig ausschalten lasse. Mit den kurzen Bemerkungen WUNDTs in der 2. Auflage S. 13ff. scheint mir diese Frage nicht erledigt. Daß sprachliche Erscheinungen von kleinsten Zentren ausgehen können, ist eine Tatsache, die ich weiterhin zu berühren haben werde. Ähnliche konkrete Fälle für Mythos und Sitte anzuführen ist hier nicht der Ort. Aber eine allgemeinere Betrachtung wird nicht unangebracht sein. Nach allgemeiner Annahme sind die Faktoren im Sprachleben zu allen Zeiten die gleichen gewesen. Sollte man nicht dasselbe auf den beiden anderen völkerpsychologischen Gebieten, Mythos und Sitte, erwarten? Wer aber kann leugnen, daß auf diesen Gebieten in historischer Zeit einzelnen Individuen erhebliche Rollen zugefallen sind?

Indessen sind diese Fragen für den Sprachforscher schon allzu transzendent, und man wird jedenfalls abwarten müssen, wie WUNDT selber sich mit ihnen im zweiten und dritten Teile seines Werkes abfindet; hier werden ja dann auch einzelne andere Sätze der Einleitung ihre Rechtfertigung finden, die vorläufig ohne nähere Begründung hingestellt nicht ohne weiteres zwingend wirken, wie die Parallelisierung jener völkerpsychologischen Dreiteilung Sprache, Mythos, Sitte mit der individualpsychologischen Dreiteilung Vorstellen, Gefühl, Wollen. Der Referent muß um so mehr von einer Kritik dieser Dinge absehen, als er auch bei einer Beschränkung auf den vorliegenden ersten Teil sich absolut keine Nachprüfung oder Beur-

teilung der psychologischen Theorien WUNDTs erlauben darf; da man diese als bekannt voraussetzen kann, läßt sich die Mangelhaftigkeit meines Referats nach dieser Seite vielleicht verschmerzen.

Gerade von meinem einseitig sprachlichen Standpunkte aus nun muß ich WUNDTs Unternehmungskraft die höchste Anerkennung zollen. Es ist ja wohl fast beispiellos, daß jemand im siebenten Dezennium seines Lebens ein völlig neues Wissenschaftsgebiet betritt. Und das ist hier geschehen; WUNDT hat sich mit aller Energie auf dem weiten Gebiet der Linguistik zu orientieren versucht. Dabei konnte es sich nicht darum handeln, zu eigentlich selbständiger Arbeit auf diesem Gebiete vorzudringen, sondern es mußte der Sprachstoff und seine Beurteilung im wesentlichen aus Kompendien wie BRUGMANNs und FR. MÜLLERs Grundrissen geschöpft werden. Es ist also nur natürlich, daß WUNDT hier nicht ganz mit derselben Freiheit und Sicherheit schaltet, wie da, wo es sich um selbst erarbeitetes psychologisches Material handelt. Infolgedessen sind schon in Einzelheiten mehr Irrtümer untergelaufen als in den Berichtigungen und Nachträgen am Ende des zweiten Bandes (zum Teil auf BRUGMANNs Anregung hin) gebessert sind. Um ein paar nicht ganz geringfügige Einzelheiten zu erwähnen: wenn lateinisch *scalpo* und *sculpo* als Lautvariationen einer Wurzel mit verschiedenen ‚Lautmetaphern‘ hingestellt werden (II 182), so muß der Philologe Einspruch erheben, weil *sculpo* erst sekundär durch Einflüsse des Akzents im Lateinischen aus *scalpo* hervorgegangen ist (HÜLSEN, Philologus 56, 388); höchst bedenklich sind Etymologien lateinischer Präpositionen, wie sie II 210 vorgetragen werden, aber auch die Zusammengehörigkeit von *sapio sapa sebum* ist sehr zweifelhaft (II 517), wie die von *caelum* und *cavus* (II 459). Dergleichen könnte ich noch manches anführen und fürchte eigentlich nicht, daß das als kleinliche Mäkelei angesehen werden könnte; man sieht, daß ich nur Beispiele aus einer Sprache angeführt habe, wie leicht solche Einzelheiten selbst das Urteil im ganzen beeinflussen können. Bedenklicher wird es freilich, wenn den als Quelle dienenden Handbüchern umfassende Theorien entnommen werden, ohne ihnen das Fragezeichen zuzusetzen, zu dem ein linguistisch geschulter Beobachter Anlaß hätte. Wiederholt polemisiert WUNDT gegen den Ansatz von Wurzelwörtern für das Indogermanische und mag sich dazu durch gewisse augenblickliche Moden der Indogermanistik berechtigt scheinen. So heißt es namentlich I 596f.: „Für den Standpunkt der Wortanalyse reduziert sich der Begriff der Wurzel, wenn wir von allen an ihn geknüpften geschichtlich unerweisbaren und psychologisch unwahrscheinlichen Hypothesen absehen, auf die Tatsache, daß es Lautkomplexe gibt, die unverändert durch eine Reihe von Wörtern verfolgt werden können. Dieser reine Konstitutionsbegriff ist natürlich sehr wohl mit der Voraussetzung vereinbar, daß isolierte Wurzeln überhaupt niemals in der Sprache vorhanden waren . . . Die Annahme einer ‚Wurzelperiode‘ der Sprache ist daher ein Phantasiegebilde, das weder in den Erscheinungen der wirklichen Sprache eine Stütze findet, noch mit dem, was uns sonst die natürliche psychologische Entwicklung des Menschen lehrt, in Einklang zu bringen ist“ usw. Aber mir scheint über gewisse hier anscheinend als phantastisch verurteilte Dinge unter Linguisten überhaupt kein ernst-

hafter Streit sein zu können. Wie nämlich G. CURTIUS erkannt hat, daß die Flexionslosigkeit des ersten Gliedes in alten Kompositis (z. B. griech. *ἰκρό-πολις*, lat. *igni-fer* usw.) sich nur durch die Annahme erklären läßt, daß die Muster solcher Bildungsweise in eine flexionslose Zeit des Indogermanischen zurückgehen, so scheint mir die außerordentliche Häufigkeit jener ein- und zweisilbigen Bildungen, die die grammatische Analyse als Wurzeln bezeichnet, gerade wieder in Kompositis sich nur durch die entsprechende Annahme zu erklären, daß die Urbilder solcher Komposita in einer Zeit entstanden sind, die im wesentlichen nur solch ein- und zweisilbige Bildungen zur Verfügung hatte. Eine frühere Periode der Sprachwissenschaft mochte sich bei der Behauptung beruhigen, in Zusammensetzungen wie skr. *veda-vid* ‚Veda kennend‘, griech. *χίρ-νιψ* Handwäscher (d. h. Waschbecken), lat. *auri-fer* ‚Goldarbeiter‘ oder skr. *havi-rada* ‚Opfer genießend‘, griech. *ἑαβδο-στόπος* ‚Stab tragend‘, lat. *igni-ferum* sei für das zweite Glied eine sonst nicht vorkommende besonders leichte Form des sog. *nomen agentis* gewählt, um das ohnehin lange Kompositum nicht noch mehr zu beschweren; heute scheint jedem ernsthafte Sprachforscher solches Zweckbewußtsein in der Sprache, wie das WUNDT wiederholt beredt ausführt, undenkbar und es bleibt sonach eben nur möglich anzunehmen, daß eine außerhalb der Komposition mehr und mehr verschwindende primitive d. h. keinerlei Zerlegung mehr erlaubende Wortformation sich in der Zusammensetzung dauerhafter, ja fortpflanzungsfähig bewiesen hat, weil anerkanntermaßen Komposita analogische Nachbildungen leichter zulassen als *Simplicia*. Dann bleibt aber eben doch kein Zweifel, daß eine gewisse Periode des Indogermanischen sich vorzugsweise oder sogar mit einer gewissen Ausschließlichkeit jener ein- und zweisilbigen Worte bedient hat, die weiterer Analyse widerstehen wie die Elemente der Chemie. Und so ist die ‚Wurzelperiode‘ nicht reine Phantasie, sondern ein etwas, das noch heute greifbar in unsere ausgebildeten indogermanischen Sprachen hereinragt und eine gewisse Zeit lang ungetrübten Bestand gehabt haben muß. Und dieses greifbare Etwas soll auf einer Stufe stehen „mit der Annahme eines goldenen Zeitalters, einer vollkommenen Urreligion und anderen Vorstellungen“, die man „in das Grab vorwissenschaftlicher Mythenbildungen versenken“ darf? Daß diese „Wurzeln“ Erzeugnisse einer wunderbaren dem wirklichen Weltlauf voraufgehenden Schöpfung sind, folgt aus alledem natürlich nicht; selbstverständlich muß sich ihre Entstehung aus denselben Faktoren erklären lassen wie alles sprachliche Werden. Freilich werden trotzdem sich die meisten Sprachforscher auf den Standpunkt stellen, daß die ‚Wurzeln‘ ein gegebener letzter Tatbestand sind, der unserer grammatischen Analyse für jetzt wenigstens ein gebieterisches Halt! zuruft.

Wenn sich hier WUNDT durch eine gewisse Zurückhaltung der von ihm benutzten Kompendien zu einer allzu schroffen Negation hat führen lassen, so haben sie ihm ferner manches gar nicht an die Hand gegeben, was für eine psychologische Sprachbetrachtung von großer Wichtigkeit ist. Als die auffälligste Lücke dieser Art, um so bedauerlicher, als sie hier ja nicht wie in PAULS ‚Prinzipien der Sprachgeschichte‘ durch eigene

Forschungen bis zu einem gewissen Grad kompensiert werden konnte, sehe ich WUNDRS Unbekanntschaft mit den in vielen Punkten geradezu bahnbrechenden Untersuchungen des Abbé ROUSSELOT über den Lautwandel an (*Les modifications phonétiques du langage*, Paris 1891; vgl. auch seine im Erscheinen begriffene *Phonétique expérimentale*). Sie nötigen z. B. hinter einen Satz wie I 378: „Selten wird die Sprache eines Menschen in zwei zeitlich weit auseinander liegenden Perioden seines Lebens genau den gleichen Lautcharakter besitzen“ ein starkes Fragezeichen zu setzen. Nach ROUSSELOT ist der lautliche Bestand der Sprache bei dem Individuum, nachdem das Alter der Spracherlernung vorüber ist, unter normalen Verhältnissen (also wenn das Individuum nicht bewußt und absichtlich andere Lautformen annimmt, Fremdworte auszusprechen versucht u. dgl.), völlig stabil; wenigstens hat er bei seiner Mutter, die er 10 Jahre hindurch aufs genaueste beobachtete, keinerlei Variation entdecken können und andererseits die Sprachen der Greise untereinander so ausgeglichen gefunden wie die der Kinder, während er mit Recht schließt: *une évolution se continuant aurait amené infailliblement des divergences* (les mod. S. 163 ff.). Nicht minder scheinen im Hinblick auf ROUSSELOTS peinlich genaue Beobachtungen korrekturbedürftig WUNDRS Ausführungen I S. 403 ff., die ihn unter anderem zu dem Satze führen, daß (stetige) „Lautänderungen sich mit Sicherheit erst in verhältnismäßig großen Zeitabständen feststellen lassen“. ROUSSELOT ist auf den sehr sinnreichen Gedanken verfallen, die Vertreter des von ihm untersuchten Patois genau nach ihren Geburtsdaten zu scheiden und den Lautstand der einzelnen so sich ergebenden Generationen einander gegenüberzustellen. Wenn sich nun hier zeigt, daß 4 bis 9 Jahre auseinander liegende Generationen eine in deutlichen Zwischenstufen sich vollziehende Entwicklung von mouilliertem *l* zu *j* durchmachen (les mod. S. 200 ff.), so ist das zweifellos ja eine stetige Lautänderung im WUNDRSchen Sinne, aber gewiß kein „verhältnismäßig großer Zeitabstand“. Auf Grund solcher Feststellungen über die Schnelligkeit des Lautwandels, den er sich zudem in einem abgeschlossenen Tale vollziehen sah, hat ROUSSELOT auch schon ausgesprochen, daß seine Ursachen, wenigstens in vielen Fällen, keine äußeren sein dürften. Und wenn WUNDR I 475 die „Lautänderungen“ mit Veränderungen des physischen und psychischen Habitus in Verbindung setzt, die sich aus drei Ursachen vollziehen sollen, Einfluß der äußeren Naturumgebung, Vermischung von Völkern und Rassen, Einfluß der Kultur, so leuchtet allerdings ein, daß in Cellefrouin in der Charente sich in zehn Jahren keines von den dreien geändert haben kann. Dies einige Belege dafür, wie allein schon die Kenntnis der ROUSSELOTSchen Arbeiten zu mancher abweichenden Formulierung geführt haben würde.

Nach diesen und den vorausgegangenen Proben wird man den Rat an Nicht-Sprachforscher begreiflich finden, nicht überall allzu fest auf die sprachwissenschaftlichen Grundlagen des WUNDRSchen Werkes zu bauen; als solche sind PAULS meisterhafte Prinzipien der Sprachgeschichte weitaus lebhafter zu empfehlen. Der Vorzug WUNDRS wird darin zu suchen sein, daß er, über PAULS Herbartianismus hinausschreitend, die Linguistik mit modernster Psychologie zu verknüpfen sucht. Daß hier Belehrung für die

Sprachforscher in reichem Maße zu gewinnen wäre, ist nicht zweifelhaft; die Grammatiker sind gerade im Psychologischen sehr geneigt, sich mit einem kleinen eisernen Bestand technischer Ausdrücke zu behelfen, der dem Psychologen wohl ebenso eingerostet vorkommen mag wie gelegentlich dem Grammatiker die grammatischen Wendungen der Psychologen. Ja der Grammatiker kann sogar von sich aus einige Punkte bezeichnen, wo ihm selbst die psychologische Fundamentierung seiner Wissenschaft als verbreiterungs- und vertiefungsbedürftig erscheint. So hat man von linguistischer Seite längst die Psychologen auf die Lehre von der Analogiebildung als ein psychologischer Durcharbeitung harrendes Feld hingewiesen. Insbesondere wäre nichts erwünschter als Gesetze für die Richtung der Analogiebildungen zu finden. Warum, um ein einfaches Beispiel zu wählen, wird im deutschen Präteritum *ich ward, wir wurden* der Ablaut analogisch zugunsten des Plurals ausgeglichen: *ich wurde*, ohne daß darüber die ältere Form *ich ward* unterginge, während bei *ich sang, wir sungen* die Ausgleichung den umgekehrten Weg geht und der über die Neubildung *wir sangen* vollkommen vergessene alte Plural nur im Sprichwort ‚Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen‘ eine Art dürftiges Austragstüberl findet? Hat das Substantiv *Sang* dabei eine Rolle gespielt? Aber warum hat dann das Partizip *gesungen* nicht eine stärkere Gegenwirkung ausgeübt? Oder, um einen Fall etwas anderer Art herzusetzen, wenn die lateinische Distributivzahl *sēni* ‚je sechs‘, lautgesetzlich aus *sex-ni* entstanden, die Endung hergibt für eine Reihe weiterer Distributiva: *septēni novēni dēni centēni millēni*, was hat denn gerade die Sechs befähigt, der Ausgangspunkt für eine solche Fülle von Analogiebildungen zu werden? Auf solche Fragen hoffte ich bei WUNDT eine prinzipielle Antwort zu finden. So dankbar nun jeder Grammatiker WUNDT für die aufklärende Kritik sein wird, die er I 443 ff. an der Zurückführung der Analogiebildung auf Assoziationen übt -- wobei sich herausstellt, wie wenig klar im ganzen der Begriff Assoziation in seiner grammatischen Verwendung ist --, so kann ich doch nicht verhehlen, daß ich auf Fragen wie die vorhin gestellte eine Antwort auch bei WUNDT vergeblich gesucht habe. Gerade hier, wo der Fortschritt so erwünscht gewesen wäre, ist er wie noch einige Male sonst nicht gemacht, ja kaum versucht. Überhaupt, glaube ich, wird gerade für die ihn unmittelbar angehenden Probleme der Grammatiker neue Wege kaum gezeigt finden; er wird sich freuen, den psychologischen Grund der sprachlichen Phänomene an nicht wenigen Stellen gründlich durchgegraben zu finden -- mehr vielleicht aber noch, daß er in seiner Methode nirgendwo umzulernen braucht; WUNDTs Werk ist im ganzen eine Apologie der bei gründlichen Grammatikern heute herrschenden Anschauungen über das Wesen der Sprache, aber kein Buch, das einen Grammatiker wie PAUL zu wesentlichen Umgestaltungen seiner ‚Prinzipien‘ nötigte. Selbstverständlich werden Psycholog und Grammatiker WUNDTs Werk mit Nutzen lesen, aber den wirklichen Vorteil davon doch erst gewinnen, wenn sie zuvor das PAULsche Buch sich zu eigen gemacht haben. Auf den luftigen Höhen WUNDTscher Spekulation geht dem Grammatiker manchmal der Atem aus, während er bei PAUL die ihm gemäße mit Tatsachen gesättigte Atmosphäre hat.

Doch genug der allgemeinen Erörterungen; mag lieber jetzt versucht werden, dem Faden der WUNDRSchen Darstellung folgend, einige Knotenpunkte herauszuheben, bei denen die grammatischen Interessen des Rezensenten ihn, sei es zustimmend, sei es zweifelnd, länger festgehalten haben. Das letzte Problem, auf das ein Werk wie das WUNDRSche hinausgeht, ist, wie sich das hier schon äußerlich an der Überschrift des neunten und letzten Kapitels zeigt, das vom Ursprung der Sprache. Auf dies Ende zielt schon der Anfang hin; denn wenn das erste Kapitel (I 37—135) die Ausdrucksbewegungen behandelt, so sucht das letzte die Artikulationsbewegungen als Ausdrucksbewegungen darzustellen. Der nächste Ausdruck eines psychischen Vorgangs wäre also nicht der Laut selbst gewesen, sondern dieser hätte sich erst indirekt, gewissermaßen über die Artikulationsbewegung hinweg, mit dem psychischen Vorgang assoziiert; die Voraussetzung für die Lautsprache wäre eine Gebärdensprache. Über Gebärdensprache und Gebärdensprachen handelt daher sodann das zweite Kapitel (S. 136—247) aufs eingehendste, während das dritte (Die Sprachlaute S. 248—359) damit anhebt, daß die Stimmlaute als Ausdrucksbewegungen betrachtet werden. Während die Darstellung im allgemeinen hier weit über das hinausgreift, was in einer auf rein grammatische Zwecke gerichteten Behandlung dieser Dinge vonnöten wäre, enthält sie im einzelnen nicht Weniges, was für den Grammatiker vom unmittelbarsten Interesse ist. Ich mache z. B. aufmerksam auf die merkwürdigen Parallelen, die die Gebärdensprache für den Bedeutungswandel der gesprochenen Sprache (S. 169 ff.), sowie für primitive Syntax (S. 198, 208 ff.) bietet. Eine Kleinigkeit, die ich korrigieren möchte, betrifft die lateinischen Zahlzeichen V und X, in denen WUNDT (S. 188) das Bild der Hand und der beiden mit den Handwurzeln aneinander gelegten Hände sieht. Wer die Geschichte des griechisch-lateinischen Alphabets kennt, weiß, daß hier nichts weniger als ein Symbol vorliegt; X ist die griechische Aspirata, V die Halbierung derselben.

Etwas erheblichere Erwägungen sind mir im weiteren Verlauf des dritten Kapitels erwachsen, das nach jenem oben bezeichneten Anfang sich den Sprachlauten des Kindes und in engem Zusammenhang damit den Naturlauten in der Sprache und ihren Umbildungen sowie den Lautnachahmungen beim Sprechen zuwendet. Ganz vortrefflich sind hier die (obzwar nicht durchaus neuen) Ausführungen über die Spontaneität der Kindersprache. WUNDT schlägt sie mit Recht sehr gering an; im wesentlichen ist die kindliche Sprache ein Erzeugnis der Umgebung des Kindes, an dem das Kind selbst in der Hauptsache nur passiv, rezeptiv mitwirkt (S. 301). Und hier fällt die vortreffliche und, wie ich glaube, auch neue Bemerkung, daß diese passive Mitwirkung sich in dem starken Hervortreten der labialen (demnächst der dentalen) Laute in der Kindersprache äußert; das Kind ahmt vorzugsweise diese nach, weil sie (anders als die gutturalen) nicht bloß gehört, sondern auch gesehen werden (vgl. S. 304). Dagegen habe ich manchen Anlaß zu Dissens, wenn die Ausbildung der individuellen und im Zusammenhang damit der verschiedenen nationalen Sprachentwicklung in Frage kommt. WUNDT leitet (S. 293) die Verschiedenheiten in Lautartikulation und Tonmodulation bei dem Deutschen, Eng-

länder, Franzosen, Italiener u. s. f. nicht blofs von den Anforderungen her, „die der Lautcharakter der Sprache an die Sprachorgane stellt, sondern bis zu einem gewissen Grade auch von Rassenverschiedenheiten in der physischen Bildung der Sprachwerkzeuge“. Das sollen die bekannten Erfahrungen über die Aneignung fremder Sprachen lehren, „nach denen selbst bei vollkommener Übung in der Regel noch die Artikulationsweise der Muttersprache ihren Einfluss ausübt.“ Aber Verschiedenheit der Artikulationsweise und physische Organverschiedenheit können unmöglich so ohne weiteres gleichgesetzt werden. Physiologen und Anatomen haben mir gesagt, daß Rassenverschiedenheiten im Bau der Sprachorgane, bis jetzt wenigstens, kaum nachzuweisen sind. Was kann demgegenüber eine Tabelle besagen, wie sie WUNDT aus PREYER und MOORE d. h. aus lautphysiologisch und grammatisch nicht geschulten Beobachtern exzerpiert? Der eine hat die Lallsylben eines deutschen, der andere die eines englischen Säuglings zusammengestellt. WUNDT läßt einiges daraus weg, was ihm minder charakteristisch scheint und glaubt im Reste Rassenunterschiede zu erkennen. Auch ganz abgesehen von der Unzulänglichkeit der PREYERSCHEN und MOORESCHEN Beobachtungen an sich — wenn der Engländer *good* notiert, sieht man recht, was alles ein nicht fachmäßiger Beobachter in das Kinderlallen hineinhören kann —, scheinen mir doch zwei solch vereinzelt Fälle längst nicht ausreichend für so weitgreifende Schlüsse, wie sie WUNDT zieht; ich glaube, er ist hier wie vereinzelt auch sonst in den Fehler verfallen, auf zu schmalem Fundament zu bauen. Soll aber auf solche Einzelheiten wirklich Gewicht gelegt werden, so scheinen mir die beiden folgenden, die mir gelegentlich bekannt geworden sind, eine andere und zugleich deutlichere Sprache zu reden. Ein dreijähriges Kind kehrt von einem mehrwöchentlichen Aufenthalt in Königsberg nach Breslau zurück mit der spezifisch Königsbergischen Mundstellung und mit den entsprechenden Eigentümlichkeiten der Aussprache. Ein Breslauer Geistlicher wird nach Oldenburg versetzt und ihm dort sein jüngstes Kind geboren. Nachdem bei diesem die Jahre der Spracherlernung vorüber sind, kehrt die Familie nach Breslau zurück; aber auch jetzt noch, nachdem die Kinder längst herangewachsen sind, sprechen die anderen *Schtein*, *Schtock* etc., das jüngste allein *S-tein*, *S-tock*. Diese beiden Geschichten bestätigen nur, was jedem Linguisten heute geläufig ist: Verschiedenheiten der Aussprache beruhen nicht auf anatomischen Organverschiedenheiten, sondern auf Verschiedenheiten der Indifferenzlage oder Operationsbasis, d. h. der auf Einübung beruhenden Stellung der Sprachorgane zueinander (im Ruhezustand). So erklärt es sich, daß „sich das Kind, sobald es in die Periode der eigentlichen Sprache (Spracherlernung) eingetreten ist, leicht ein völlig fremdes Lautsystem aneignen kann, dessen Bewältigung dem Erwachsenen weit schwerer fällt“ (WUNDT S. 295) — bei diesem hat sich eben durch fortdauernde Übung bereits eine bestimmte Operationsbasis fixiert, die aufzugeben ihm schwer wird. Und andererseits beweist eben die Leichtigkeit, mit der das Kind sich irgendeine andere Indifferenzlage als die der Eltern zu eigen machen kann, daß hier von Vererbung vorläufig nicht geredet werden darf. Ja selbst beim Erwachsenen kann man noch auf sehr einfachem Wege dartun, daß nur die Indifferenzlage die Verschiedenheit

der Aussprache bedingt. Als besonders schwer gilt die Aussprache des Englischen. Aber kaum eine fremde Indifferenzlage ist leichter nachzuahmen als die englische: einfaches Verschieben des Unterkiefers genügt. Wer sich daran einmal gewöhnt hat, verfügt sofort über eine im wesentlichen tadelfreie englische Aussprache — und wieder zeigt sich, daß Gewöhnung in diesen Dingen alles tut, Vererbung nichts.

Auch die anschließenden Abschnitte über Naturlaute und Lautnachahmungen (S. 307—317 und 317—359) können nicht durchweg Zustimmung finden. „Reste reiner Naturlaute“ heißt es im Anfang „sind die primären Interjektionen“. Das Latein habe mehr solche Reste und anscheinend in häufigerem Gebrauch als die modernen Kultursprachen. Aber in der nun folgenden Liste lateinischer Interjektionen muß viel gestrichen werden: *euoe* ist griechisch; *en* tritt erst in cäsarischer Zeit für altes *em* ein, das, wie wir jetzt sicher wissen, der Imperativ von *emere* ‚nehmen‘ ist; *ecce* ist etymologisch noch unklar, aber doch offenbar schon nach Ausweis seiner Bedeutung nicht zu den „Naturlauten“ gehörig; *iu* ist mir ganz unbekannt; *au* ist nicht, wie WUNDT durch das Deutsche verleitet sagt, ein Ausruf des Schmerzes, sondern vielmehr der Verwunderung oder Bestürzung und — was für uns noch wichtiger — es erscheint in der ganzen älteren Literatur nur im Munde von Frauen. Dies letztere Faktum scheint mir gerade so bezeichnend für die Konventionalität dieser „Gefühlslaute“ wie das bekannte Herabsinken voller Worte wie *hercle*, *pol*, *Donnerwetter* etc. zu Interjektionen. Auch ist es durchaus nicht zutreffend, daß der „Zuruf, der ... eventuell die Aufmerksamkeit eines anderen auf den nämlichen Eindruck lenken soll, in hohen und hellen, der verhaltene Schmerz in tiefen und dumpfen Vokaltönen der Interjektionen“ sich äußere (WUNDT S. 352); man denke nur an den zur Vorsicht mahnenden Zuruf unserer Kutscher *hö* und andererseits lateinisch *ei!* Hiernach scheint es mir am unseren Einblick in diese „Naturlaute“ recht schlecht zu stehen und jedenfalls die von WUNDT für die Lautsymbolik daraus gezogenen Folgerungen wenig verbindlich. Überhaupt aber zweifle ich nicht, daß der ganze Abschnitt über Lautnachahmungen den Sprachforschern zu ganz besonderen Bedenken Anlaß geben wird. WUNDT unterscheidet S. 317f. Schallnachahmungen (wie *krächzen*, *kreischen*) und Lautbilder (wo es sich um Nachahmung eines nicht an den Gehörssinn appellierenden Eindrucks handelt wie bei *flimmern*, *hätscheln* u. a.). Hier ist man allerdings, wie er selbst hervorhebt, sehr in Gefahr, eine nachträgliche Gefühlsfärbung des Wortes durch seine Bedeutung als eine ursprüngliche Eigenschaft seiner Laute anzusehen. So bei *hart*, *süß*, *bitter*; *Liebe*, *Zorn*, *Hafs*. Ich muß gestehen, daß diese letzte auf der Hand liegende Befürchtung mir den Mut nimmt, an mehr als einen Zufall zu glauben, wenn in Bezeichnungen der Zunge vielfach ein lingualer oder dentaler, in Bezeichnungen des Mundes und mit ihm zusammenhängender Tätigkeiten (sogar lat. *mutus* wird hierher gerechnet) ein Labial erscheint (S. 333f.). Aber vollends in eine Richtung, die der modernen Grammatik mehr und mehr fremd geworden ist, führt es, wenn S. 345f. etwa im labialen Laut etwas für die erste Person (lat. *me*), im dentalen (lat. *tu*) etwas für die zweite Person besonders Charakteristisches gesucht wird. Es soll wahrscheinlich sein, daß eine

Assoziation „des bei verschlossenen Lippen hervorgebrachten Tones mit der Vorstellung des eigenen Innern“ den labialen Laut als natürliche Lautmetapher erzeugt habe, und der dentale Laut soll „als hinweisende Zungengebärde“ gedeutet werden können. In der modernen Grammatik finde ich ähnliche Anschauungen nirgends vertreten — wohl aber bei NIGIDIUS FIGULUS, der bei GELLIUS X 4 frappant ähnliches über lat. *nos* und *vos* vorträgt, nur daß hier natürlich gerade in der Lippenbewegung des *v* die auf die andere Person hinweisende Gebärde enthalten sein soll. Ähnliche Lautsymbolik findet WUNDT auch im Verhältnis der Demonstrativa, die *hier* und *dort* bezeichnen, im Verhältnis des Aktivs zum Passiv und so fort. Die Beispielerihen stammen vielfach aus Sprachen, wo jede Möglichkeit einer Kontrolle der Aussprache ausgeschlossen ist. Aber selbst wenn man genau nach dem Schriftbild spricht, hat WUNDT doch z. B. auf S. 346 eine ganz hübsche Anzahl Beispiele gegen sich. Das einzelne zu kritisieren, würde wenig Zweck haben; es ist die ganze Anschauungsart, die hier den Grammatiker vom Psychologen trennt, die Anschauungsart, die sich nicht in ein paar Worten darlegen, sondern nur aus langer Ausübung der Wissenschaft gewinnen läßt.

Das vierte Kapitel (S. 360—529) behandelt Dinge, die seit der Neugestaltung der Indogermanistik vor einem Vierteljahrhundert bei methodischen und prinzipiellen Erörterungen immer in erster Reihe gestanden haben, das Walten der sog. Lautgesetze und ihr Verhältnis zur Analogiebildung. Was die Lautgesetze angeht, so ist ja bekannt, wie die anfangs heftig bestrittene Ansicht, daß sie ausnahmslos sind, in praxi heute durchgesetzt ist; dem aufmerksamen Beobachter mag allerdings vielleicht nicht entgehen, wie es sich hier bisweilen mehr um die Praxis der Wissenschaft als um die Praxis des Lebens handelt. Als Forderung an die grammatische Methode ist die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze unbedingt festzuhalten; aber das Durcheinander sprachlicher Beeinflussung, dem in Zeiten starken Verkehrs jeder unterliegt, sorgt dafür, daß in den lebenden Sprachen die Ausnahmslosigkeit nicht immer so klar in Erscheinung tritt wie es der Theoretiker wünschen möchte. Immerhin bleibt auch da, wie z. B. ROUSSELOT durch genaueste Beobachtung gezeigt hat, die Konsequenz der Lauterscheinungen vielfach noch ganz wunderbar, und eine der wichtigsten Fragen an den Völkerpsychologen wäre, wie wir diese Konsequenz im einzelnen Individuum und ihre Erstreckung über eine ganze Sprachgemeinschaft erklären sollen. Mit dieser Frage ist natürlich die andere gleichfalls bisher unbeantwortete aufs engste verknüpft, wie man sich überhaupt die Entstehung lautlicher Veränderungen zu erklären hat. ROUSSELOTS Beobachtungen machen hier wenigstens eine auch von anderen öfters ausgesprochene Annahme wahrscheinlich, daß solche Änderungen sich von einem relativ eng begrenzten Zentrum wie eine Art Überschwemmung oder Epidemie verbreiten. Damit ist natürlich der Akt der Urzeugung eines solchen Lautwandels auch nicht weiter aufgeheilt; immerhin muß man auch hier bedauern, daß WUNDT ROUSSELOT nicht kennt und daher von Fortpflanzung der in eng umschriebenem Kreise entstandenen Lautveränderungen nicht recht etwas wissen will. Für die weiteren angedeuteten Fragen aber finde ich bei WUNDT keinen be-

friedigenderen Lösungsversuch als bei früheren; ich darf zur Kritik wenigstens einiger Punkte auf das eingangs über ROUSSELOT Gesagte verweisen. Nur einmal versucht WUNDT einen neuen Weg zu zeigen — da, wo er beschleunigte Artikulation für einen großen Teil des Lautwandels, insbesondere auch der deutschen Lautverschiebung verantwortlich machen will (z. B. S. 505). Man unterscheidet nun allerdings heute z. B. in der lateinischen Grammatik Lento- und Allegroformen und erklärt so namentlich die Erscheinung der Vokalsynkope: *solidus valde* sind Formen der langsameren, *solidus valde* solche der schnelleren Redeweise. Dafs aber eine Beschleunigung des Tempos auch die Verwandlung von Tenuis in Spiranten, von Medien in Tenuis und so fort erklären könne, ist, wie ich denke, eine Hypothese, die erst noch unter Beweis gestellt werden müßte. Indefs auch wenn wir sie ohne weiteres zugeben wollten, so bleibt doch ein kardinaler Unterschied zwischen jener Annahme der Latinisten und der WUNDRSCHEN: gelegentlich wird eine Beschleunigung des Sprechtempos unbestreitbar bei jedem Individuum eintreten; was aber sollte eine ganze Sprachgemeinschaft veranlaßt haben, plötzlich durchweg zu einem schnelleren Artikulationstempo überzugehen? Die Frage ist also nicht beantwortet, sondern nur verschoben. Denn als genügende Antwort kann ich es auch nicht ansehen, wenn WUNDT raschem Umschwung der Kultur die Schuld gibt. Nicht nur dafs auch dies nur eine Hypothese ist, wir haben schon oben gesehen, wie ROUSSELOTS Erfahrungen in Cellefrouin durchaus widersprechen.

Etwas überraschend ist es dann für den Grammatiker in das Kapitel vom Lautwandel die sog. Analogiebildungen und Volksetymologien unter dem Titel „assoziative Fernwirkungen der Laute“ (S. 431 ff.) und „Laut- und Begriffsassoziationen bei Wortentlehnungen“ (S. 459 ff.) einbegriffen zu finden. Die Analogiebildungen wird bisher wohl jeder Grammatiker zu einem guten Teil der Formenlehre zugeschrieben, den Rest jedenfalls nicht als eigentlich lautliche Wandlungen gefafst haben. Denn wenn diese letzteren, wie vorhin gesagt, mindestens theoretisch als ausnahmslos angesehen werden müssen, so ist für die Veränderungen im Lautstand durch analogische Neubildung, wenigstens für jetzt, so wenig irgendeine Regel zu erkennen wie für die Analogiebildungen überhaupt. Die wichtige Rolle aber, die der Analogie bei der Neubildung und Nachbildung grammatischer Formen zukommt, wird bei WUNDT, soviel ich sehen kann, nur gelegentlich berührt, nicht aber ihrer Bedeutung entsprechend im Zusammenhang behandelt. Jetzt werden Fälle wie die Nachbildung von ital. *furneccio* ‚Diebstahl‘ nach *ladroneccio*, französ. *rougeole* ‚Röteln‘ nach *vérole* ‚Pocken‘ unter dem Lautwandel abgehandelt, mit dem sie in ihrem Wesen gar nichts zu schaffen haben. Aber wenn man auch nur an den Eintritt von *sungen* für *sungen* nach Analogie des Singulars *ich sang* denkt (s. oben) — darf man denn hier von einer lautlichen Erscheinung reden? läßt sich psychologisch sicherstellen, dafs die Analogie hier nur das *u* des bereits vorhandenen Plurals *sungen* in *a* abgeändert hat? oder kann man nicht mit mindestens demselben Rechte annehmen, dafs *wir sangen* auf Grund des Singulars *ich sang* völlig neugebildet ist? Ich halte das letztere sogar für das Wahrscheinlichere, wenn ich an Fälle denke wie etwa die Neubildung der lat.

Präsentien *prostrare contrire* aus den Perfekten *prostravi contrivi*. Denn wer wird in jenen blofs Umbildungen aus den alten *prostrernere conterere* sehen mögen? Ich könnte ähnliche Bedenken auch in bezug auf die Behandlung der Volksetymologie erheben, aber es ist mir erwünschter nochmals hervorheben zu können, dafs die psychologische Behandlung zwar nichts grammatisch Neues bringt, aber die Dinge allerdings auf eine erheblich andere und breitere Basis stellt als das bisherige kümmerliche Operieren mit Assoziationen im HERBARTSchen Sinne.

Bei dem fünften Kapitel (Wortbildung, S. 530ff.) mufs sich der Grammatiker zunächst der Gewohnheit entschlagen, die ihn unter Wortbildung die Lehre von den wortbildenden, ableitenden Suffixen verstehen läfst. Nicht die Schaffung allgemein gültiger Wortformen (Nomina, Verba etc.) durch Suffigierung hat WUNDT im Auge oder wenigstens allein im Auge, sondern zunächst die psychophysische Tätigkeit des Individuums beim Hervorbringen eines jeden gesprochenen Wortes, sozusagen die Reproduktion des Lexikons durch das Individuum, sodann die Urschöpfung der einzelnen Worte, die Lautverdoppelung und Zusammensetzung. Dagegen über Entstehung von Suffixen findet sich weder hier noch sonst zusammenhängender Aufschluß, obschon der Punkt doch, wie ich glauben möchte, auch psychologisch von hohem Interesse ist. Man kann sich nach dem Gesagten denken, dafs den Aphasien und Paraphasien in diesem Kapitel breiter Raum gewidmet ist. An dem WERNICKESchen Schema wird hier, wie es auch von der modernen französischen neurologischen Schule geschieht, energische Kritik geübt, und leider scheint es um dies, das sich durch Einfachheit und Übersichtlichkeit gerade auch für den Linguisten so sehr empfahl, geschehen zu sein. Dann folgt jene Besprechung der Wurzeltheorie, die ich schon oben bemängeln mußte; hier sei nur noch hinzugefügt, dafs in die Annahme von Wurzeln keineswegs die andere eingeschlossen ist, der Mensch habe einst blofs in Verbalbegriffen gedacht. Genau so primäre, nicht weiter zerlegbare Worte wie der zweite Bestandteil von gr. *βούπληξ χέριψ*, lat. *faenisex iudex* sind z. B. auch die indogermanischen Worte für Schnee, Rind, Haus, Erde u. a. Ganz besonders wertvoll sind dann wieder die Betrachtungen über Wort und Satz, die in späteren Abschnitten weite Ausblicke nach verschiedenen Seiten ermöglichen: als das Prius gilt WUNDT der Satz, aus dem sich erst das Einzelwort aussondert. Wenn diese Anschauung auch nicht neu ist (siehe z. B. GABELENTZ, Sprachwissenschaft² S. 88), sie ist wohl noch nie so konsequent durchgeführt worden wie hier. Dies äufsert sich sogleich in dem Abschnitt über Wortzusammensetzung (S. 642 ff.), wo WUNDT mit Nachdruck betont, dafs man bisher die Komposita im allgemeinen viel zu sehr als Synthese aufgefaßt hat, während mindestens ebenso wichtig die analytische Frage ist, warum gerade diese Wortgefüge sich als Einheit aus dem Satzganzen ausgesondert haben. Wie diese Auffassung für die Sprachwissenschaft auch praktisch wichtig werden kann, hat die letzte linguistische Untersuchung über das Wesen der sog. Wortzusammensetzung gezeigt, auf die daher hier der Kürze halber verwiesen sein mag (BRUGMANN, Berichte d. sächs. Gesellsch. d. Wissensch. 1900, 390 ff.). Andererseits mufs ich doch auch hier den Gegensatz bedauern, in den sich WUNDT zur historischen Grammatik stellt.

Er behauptet, sie habe sich mit der Feststellung der zwischen den Gliedern des Kompositums bestehenden logischen und grammatischen Verhältnisse begnügt, um dann darauf etwa eine Klassifikation der Wortzusammensetzung zu gründen. Das trifft nur für die ältere grammatische Literatur über die Komposition zu. Denn seit CURTIUS mit seiner Ansicht über die Entstehung der Stammkomposita durchgedrungen ist (s. o.), kann ja niemand zweifeln, daß wir in ihnen Reste einer Urzeit mit primitivster Syntax haben, wo z. B. einfache Nebeneinanderstellung zweier Nomina alle die Beziehungen ausdrücken konnte, für die wir heute nicht nur die Casus, sondern auch Präpositionen und weitläufigere Umschreibungen benötigen. Das kann und will niemand heute durch eine logisch-syntaktische Klassifikation zu erschöpfen versuchen, und wenn wirklich jemand in einem Falle wie *Wind-* oder *Wassermühle* noch von einer Ellipse redet, wie WUNDT S. 649 behauptet, so ist er sich doch wohl bewußt, daß der Ausdruck die Sache insofern nicht trifft, als die Zeit, die die Musterbilder solcher Komposita schuf, sich überhaupt nur in dieser brachylogischen Weise ausdrücken konnte, während man von Ellipse doch wohl nur reden darf, wo die Möglichkeit vollerer Ausdrucksweise existiert. Wenn aber gemäß dem Gesagten nicht nur WUNDT'S Polemik, sondern auch seine positiven Aufstellungen mir im einzelnen manche Korrektur zuzulassen scheinen, so ist es doch besonders schade, daß er von der CURTIUS'SCHEN Erkenntnis nicht für die beiden folgenden Kapitel Gebrauch gemacht hat. Für Entwicklung von Flexion, Unterscheidung von Kasus, Herausbildung und Wichtigkeit von Präpositionen kann nichts instruktiver sein, als die ganz einzigartigen Zeugnisse der indogermanischen Komposition über das Verhalten jener späterhin formal und syntaktisch so reich entwickelten Sprachen zu einer Zeit, wo ihnen alle jene Ausdrucksmittel noch fehlten.

So belegt denn WUNDT im sechsten Kapitel (Die Wortformen, Band II S. 1—214) den Typus noch mangelnder oder nur spurweise entwickelter Kasusbildung S. 70 nur aus dem Hottentottischen und anderen afrikanischen Sprachen, wo er sich dreist an jene urindogermanische Phase hätte halten dürfen (ähnlich S. 58). Im übrigen darf man wohl zugestehen, daß gerade hier die Heranziehung nichtindogermanischen Sprachmaterials WUNDT'S Betrachtungen über die Entstehung der Kasus und der Verbalflexion einen besonderen Wert gerade für den mit kleinerem Gesichtswinkel arbeitenden Indogermanisten verleiht; hier erweckt naturgemäß die Verwendung solchen aus dritter und vierter Hand genommenen Materials nicht die gleichen Bedenken wie da, wo es sich um die Feinheiten der Aussprache handelt. Hypothetisches läuft freilich auch hier nicht wenig unter; manchmal ist in die herangezogenen Tatsachen eine psychologische Entwicklung hineinkonstruiert, die ich durchaus nicht anerkennen kann. Aber ich möchte mich nicht auch hier in Einzelheiten verlieren.

Vortreffliches bringt das siebente Kapitel Satzfügung (S. 215—419), namentlich in seinen ersten Teilen. Das hängt zusammen mit der Art, wie WUNDT das Verhältnis von Satz und Wort faßt (s. o. S. 123), dann aber damit, daß er zum ersten Male mit voller Energie die einschlägigen Erscheinungen rein psychologisch zu verstehen sucht und die Logik aus den letzten Positionen verdrängt, die sie in der Grammatik hier noch inne hatte. WUNDT

definiert den Satz (S. 240) als „den sprachlichen Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zueinander gesetzten Bestandteile.“ Mir scheint in mancher Hinsicht diese Definition eine wesentliche Verbesserung gegenüber der PAULSchen (Princ. ³ S. 110) zu bedeuten: „Der Satz ist der sprachliche Ausdruck, das Symbol dafür, daß sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsguppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat, und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen.“ Vor allem sehe ich es als einen Vorzug an, daß WUNDT jeden teleologischen Zusatz wegläßt. Selbstgespräche, z. B. der Ausruf „Donnerwetter! habe ich mich geschnitten!“, den jemand auch im einsamen Zimmer ausstoßen kann, u. dgl. verfolgen nicht den Zweck der Mitteilung, haben aber doch Satzform. Und wenn man auch zugeben mag, daß die ersten sprachlichen Äußerungen in Satzform alle jenem Zwecke gedient haben, so haben wir doch nicht den ursprachlichen Satz, sondern den Satz im allgemeinen zu definieren. Aber nicht nur darum ist PAULS teleologischer Zusatz bedenklich, sondern auch weil es fraglich scheint, ob die Frage- und Wunschsätze, auch wenn sie an einen Angeredeten gerichtet sind, allemal in diesem „die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen“ erzeugen. Streichen wir nun bei PAUL den teleologischen Zusatz, so scheint doch auch der Rest bedenklich; so hat er selbst schon bemerkt, daß negative Sätze sich seiner Definition nur auf Umwegen fügen (§ 92). WUNDT'S Definition umfaßt alle Satzarten aufs glücklichste — eine Schwierigkeit, die durch ihn nicht definitiv gelöst ist, scheint mir nur bei den Impersonalien zu liegen. Wieso ist lat. *pluit, tonat* usw. der „sprachliche Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung“ usw.? WUNDT kommt, soweit ich sehe, nachdem er seine Definition des Satzes gegeben hat, auf die Impersonalien nicht zurück; ihm scheint also jedenfalls die Frage durch den Abschnitt über die Impersonalien S. 218—221 erledigt. Dort versucht er jene Impersonalien auf ursprünglich „konkretere“ Ausdrücke zurückzuführen; wie wir für *ὕεσ* in älterer Zeit *ὕεσ μὲν ὁ Ζεὺς* erscheinen sehen, so soll das ganze Impersonale „ein Stück Abbriviatursprache“ sein, „das unter der Wirkung häufigen Gebrauchs aus einer einst vollständigeren Satzform hervorging“. Dies läßt sich ja nun wohl nicht widerlegen, aber freilich ebensowenig in einer dem Grammatiker genügenden Weise sicherstellen. Jedenfalls aber stimmen gerade die hier genannten und ähnliche Impersonalien zu PAULS Satzdefinition auch nicht besser.

Bei seiner Betrachtung der einzelnen Satzarten kann ich WUNDT hier nicht weiter folgen, so manches da zu sagen und bisweilen auch zu bezweifeln wäre. Am wenigsten hat mich der Abschnitt über Rhythmus und Akzent (S. 375 bis 402) befriedigt. Nicht als ob nicht auch dieser sehr interessante und anregende Erörterungen brächte, die gewiß auch dem Nichtpsychologen von Nutzen sein können; scheint doch z. B. was über die unwillkürliche Rhythmisierung 16 gleicher Schläge auf S. 383 ff. beobachtet ist, die Verteilung der Ikten im trochäischen Tetrameter erklären zu können. Aber die Bedeutung gerade für die Grammatik liegt nicht ebenso auf der Hand, und man vermisset (um von Irrtümern wie S. 393 über die Betonungsveränderung des Lateinischen abzusehen) bisweilen die Arbeit mit konkretem

sprachlichem Material und die Auseinandersetzung mit allseitig anerkannten Betonungsgesetzen. So ist nach WACKERNAGELS ausgezeichnete Arbeit über ein Gesetz der indogermanischen Wortstellung (Indogerm. Forschungen I) nichts gewisser, als daß im Indogermanischen schwächstbetonte Wörter nach der zweiten Satzstelle streben. Wie verträgt sich damit WUNDT'S Prinzip (S. 350): „Wo die Wortstellung frei, nicht durch eine überlieferte feste Norm oder durch andere Bedingungen gebunden ist, da folgen sich die Wörter nach dem Grad der Betonung der Begriffe“? Jene indogermanische feste Norm hat sich doch offenbar vielmehr infolge des Prinzips ergeben das schwächstbetonte Wort auf das stärkstbetonte folgen zu lassen.

Das achte Kapitel (S. 420—583) handelt vom Bedeutungswandel. Die Sprachwissenschaft darf sich beim Bedeutungswandel wohl besonders fest darauf verlassen, daß ihr alle irgendwie wesentlichen Erscheinungen bekannt sind. Wünschenswert aber ist es, für diese Erscheinungen eine genügende Einteilung und eine ausreichende psychologische Begründung zu erhalten. Die Einteilung ist schwer, weil es außer rein (oder doch vorwiegend) psychologischen Vorgängen (wie z. B. der Bedeutungsabschwächung in *furchtbar groß* u. dgl.) und außer Vorgängen, die im wesentlichen durch Veränderungen am bezeichneten Objekt bedingt sind (wie bei *pecunia*: *pecu* ‚Vieh‘), auch noch wesentlich sprachlich bedingte gibt. So nimmt auf Grund der Ähnlichkeit des Klanges *irritieren* vielfach die Bedeutung von *irreführen* an (eine Art Volksetymologie); so führt veränderte Satzstellung *lat. verum* dazu zur Partikel zu werden (WACKERNAGEL, Beiträge z. griech. Sprachkunde, Basel 1897, S. 23); so nimmt *lat. iamdudum* ‚schon längst‘ die Bedeutung ‚sofort‘ an, weil in Wendungen wie *iamdudum demittite cornua* sich durch sog. Kontamination die Ausdrucksweisen *iamdudum cornua demitti oportebat* und *actutum demittite cornua* oder ähnlich verschmolzen haben. Auf diese letzte Reihe von Vorgängen hat WUNDT teils nur früher (I 464 ff.), teils gar nicht Bezug genommen; der gerade auch psychologisch so interessante Vorgang der Kontamination — man denke nur an Verschmelzungen wie *französ. créant/le* aus *clientèle* und *créance* —, dem man von linguistischer Seite immer steigende Aufmerksamkeit schenkt (vgl. PAUL² Kap. 8), ist überhaupt von WUNDT auffällig vernachlässigt.

Immerhin machen diese Vorgänge ja nur einen kleinen Teil allen Bedeutungswandels aus. Die übrige große Masse scheidet WUNDT zunächst in korrelativen und selbständigen Bedeutungswandel. Wird ein Lautgebilde A durch eine Komplikation lautändernder Ursachen in zwei andere B und C umgewandelt, so kommt es vor, daß B und C sich in der Bedeutung gegeneinander differenzieren; so z. B. sind *lat. orno* und *ordino* ursprünglich identisch. In diesem Fall spricht WUNDT von korrelativem Bedeutungswandel; im Gegensatz zu diesem trete der selbständige an lautlich ungeänderten Worte ein. Diese Einteilung scheint mir nicht glücklich und in jedem Fall ohne Belang. Keineswegs geht mit der lautlichen Differenzierung allemal eine der Bedeutung zusammen; häufig tritt die erstere ein, ohne die zweite zur Folge zu haben (vgl. z. B. *lat. neque nec, solidus soldus, deinde dein* usw. usw.). Wo aber beide zusammen vorliegen, ist der Bedeutungswandel doch ein von dem Lautwandel völlig unabhängiger Vorgang; er wird durch ihn nicht im mindesten beeinflusst,

sondern vollzieht sich nach genau denselben Gesetzen wie der „selbständige“ Bedeutungswandel; er ist auch keineswegs immer gleichzeitig mit der Entstehung der lautlichen Doublets, sondern, vielfach wenigstens, hystero-gen.

Neben diese erste Scheidung stellt WUNDT S. 428 ff. als zweite die in regulären und singulären Bedeutungswandel. Der reguläre soll alle jene Veränderungen der Wortbedeutung in sich schliessen, welche „durch die innerhalb einer Sprachgemeinschaft allgemeingültig auftretenden allmählichen Veränderungen der Apperzeption“ erfolgen, der singuläre alle diejenigen Erscheinungen, „die aus individuellen, an spezielle Raum- und Zeitbedingungen gebundenen Motiven hervorgehen“ (S. 487 und 541). Ich glaube, das im ersten Falle gerade wie beim Lautwandel die Wirksamkeit von Individuen oder kleinen Zentren von WUNDT unterschätzt ist. In jedem Falle aber ist die Unterscheidung fließend, und WUNDT gibt das S. 544 teils ausdrücklich zu, teils versucht er die Scheidung mit ungenügenden Mitteln. Ich bediene mich seit Jahren in meinen Vorlesungen einer Einteilung, die mit der WUNDTschen zum Teil zusammenfällt, aber auf einem greifbaren Prinzip beruht und jedenfalls keine unsicheren Fälle übrig läßt. Ich scheidet Fälle, wo die ältere und die jüngere Bedeutung durch ein reales Band zusammenhängen, und Fälle, wo dies Band nur durch die Phantasie hergestellt wird (beides wird sich ja wohl in einer den Psychologen gemäßerer Weise ausdrücken lassen, ist aber doch, wie ich hoffe, auch so durchaus verständlich oder wird es jedenfalls durch die folgenden Beispiele). In die erste Klasse gehören die sogenannten Bedeutungserweiterungen und -Verengungen (franz. *panier* eigentlich ‚Brotkorb‘, dann ‚Korb‘ überhaupt; umgekehrt *bâtiment* eigentlich ‚Bauwerk‘, dann speziell *bâtiment de mer*, Schiff), sowie die Übertragungen auf örtlich, zeitlich usw. zusammenhängendes wie *Frauenzimmer* (eigentlich *γυναικοντρίε*), *Vesper* = Abendessen etc. In die zweite Klasse gehören die sogenannten Metaphern, wie *Zahn* eines Instrumentes, *Fuß* eines Berges, *Bock* eines Wagens, *Hahn* einer Flinte usw. Sollte diese Scheidung sich nicht auch psychologisch durchaus rechtfertigen lassen?

Ich muß es mir leider versagen WUNDT nun auch durch die weiteren Spezialisierungen seiner Disposition zu begleiten, obwohl auch hier Stoff genug zu weiteren teils zustimmenden, teils ablehnenden Erörterungen vorhanden wäre. Besonders verdienstlich scheinen mir, um wenigstens dies kurz anzudeuten, die Belehrungen über den Wert jener eben von mir selbst im Anschluss an die herkömmliche Einteilung verwendeten Kategorien der Bedeutungserweiterung und -erweiterung (S. 464 ff.), sodann die zur Aufklärung sehr geeigneten Abschnitte über Metapher (S. 525 ff., 551 ff.). Endlich kommt selbstverständlich hoher Wert der psychologischen Begründung sämtlicher Erscheinungen zu (S. 567 ff.). Statt hiervon ein mehreres zu sagen, möchte ich lieber noch mit einem Worte auf eine Frage von allgemeinstem Belange kommen. WUNDT schreibt wiederholt dem Bedeutungswandel Gesetzmäßigkeit zu (S. 432 ff., 542 u. 5.). Dafs diese Ansicht nicht ganz neu ist, hat er in den Nachträgen S. 620 selbst (unter Verweis auf BRUGMANN, Indogerm. Anzeiger V, 17f.) bemerkt. Natürlich muß man dann Gesetzmäßigkeit hier in ganz anderem Sinne fassen als beim Lautwandel. Der Lautwandel ist, um einen von Reuleaux in die Technik eingeführten

Ausdruck zu übertragen, zwangsläufig; kennen wir 5—6 Worte einer Sprache, in denen *s* zwischen Vokalen zu *r* geworden ist, so ist der Induktionsschluss auf die gleiche Wandlung aller anderen *s* zwischen Vokalen gerechtfertigt. Dagegen mag ich z. B. noch so viel lateinische Nomina actionis auf *-tio* kennen, die zu Ortsbezeichnungen geworden sind (*cenatio ambulatio statio* usw.), ich würde mich ja mit den Tatsachen in Widerspruch setzen, wenn ich schliesen wollte, all die Abstrakta auf *-tio* müßten den gleichen Wandel durchmachen. Hier können wir also Möglichkeiten oder Neigungen (ein Wort, das man früher ebenso gern wie unpassend für lautliche Dinge gebrauchte) feststellen, aber mehr nicht. Die „Gesetze“ bedeuten demnach hier wohl einfach die für den Bedeutungswandel aufgestellten Kategorien; innerhalb dieser vollzieht er sich, andere Wege kann er nicht einschlagen. Dafs er dabei immer, im letzten Grunde auch bei den Fällen, die ich oben S. 126 als wesentlich sprachlich bedingt bezeichnete, durch psychologische Vorgänge bestimmt und geleitet wird, bezweifelt von modernen Linguisten doch wohl niemand, und ich weifs also eigentlich nicht, wen WUNDRS Polemik gegen die Annahme von ‚Zufall‘ und ‚Laune‘ S. 432 u. ö. treffen soll. Trotzdem möchte ich den Ausdruck ‚Gesetzmäßigkeit des Bedeutungswandels‘ widerraten, der zu Unrecht hier eine ähnlich starre Konsequenz erwarten läßt, wie in der Lautgeschichte. BRUGMANN wollte auch wohl nicht auf genau dasselbe hinaus wie WUNDT; er hofft, dafs, wenn man sämtliche Ausdrücke ähnlicher Bedeutung, z. B. die der Totalität, in den indogermanischen Sprachen klassenweise untersucht, sich da gewisse Analogien in den Ausdrucksweisen für verwandte Vorstellungen ergeben würden. Und so kann man den Unterschied der „Gesetzmäßigkeit“ beim Lautwandel und beim Bedeutungswandel vielleicht gar nicht besser charakterisieren als mit WUNDRS eigenen Worten (S. 570): „es können (beim Bedeutungswandel) immer nur von gegebenen Erscheinungen aus deren Ursachen aufgesucht, es können aber nicht umgekehrt (wie beim Lautwandel) aus gegebenen Ursachen deren Wirkungen abgeleitet werden.“

Vom neunten und letzten Kapitel ‚Ursprung der Sprache‘ (S. 584—614) habe ich schon bei der Besprechung des ersten ein Wort gesagt.

Ein Werk von Bedeutung und Umfang des WUNDRSchen regt so viel Erwägungen wieder und neu an, fordert so viel Beifall und so viel Widerspruch heraus, dafs es in einer Besprechung, auch wenn sie noch länger wäre als die meine, notwendig um vieles zu kurz kommen mufs. Um so mehr als jeder Rezensent sich auch bei Anerkennung der Gesamtleistung im einzelnen doch vorzugsweise auf der negativen Seite zu bewegen pflegt. Auch so wird klar geworden sein, dafs WUNDRS Buch fortan bei Behandlung der sprachpsychologischen Fragen den Grammatikern so gut wie den Psychologen unentbehrlich ist. Möge es nur in letzteren nicht den Glauben erwecken, dafs man darüber die eigene Literatur der Grammatiker vernachlässigen könne. Insbesondere PAULS Prinzipien dürfen trotz der psychologischen Vorzüge WUNDRS aus ihrer zentralen Stellung nicht verdrängt werden.

Ich kann diese Zeilen nicht abschliesen, ohne mit ein paar Worten der kleinen Bibliothek zu gedenken, die WUNDRS Werk bereits hervorgerufen

hat, von der ich aber absichtlich erst Kenntnis genommen habe, als mein eigenes Urteil bereits fertig war. Nur kurz hingewiesen sei auf die Schrift von L. SÜTTERLIN: *Das Wesen der sprachlichen Gebilde* (Heidelberg 1902), die auf fast 200 Seiten eine eingehende Kritik WUNDTs vom indogermanistischen Standpunkt aus enthält und sich in manchem mit dem Vorstehenden berührt. Aber etwas näher möge man mir auf DELBRÜCKs Kritik (*Grundfragen der Sprachforschung mit Rücksicht auf W. WUNDTs Sprachpsychologie* erörtert, Straßburg 1901, 180 S.) und WUNDTs Replik (*Sprachgeschichte und Sprachpsychologie*, Leipzig 1901, 110 S.) einzugehen erlauben, die aus bestimmten Gründen besondere Beachtung verdienen. DELBRÜCK gibt nämlich zum Beginn eine Vergleichung der HERBARTSchen und WUNDTschen Psychologie, die bei aller Kürze ausgezeichnet orientiert und der der kompetenteste Beurteiler, WUNDT selbst S. 20 ff., das beste Zeugnis ausstellt. WUNDTs eigene Schrift aber ist schon darum besonders wichtig, weil er hier deutlicher als irgendwo in dem großen Werke selbst ausgesprochen hat, daß der eigentliche Zweck dieses letzteren in erster Reihe gar nicht der ist, dem Sprachforscher praktische Dienste zu leisten. Nicht die Psychologie sollte hier in den Dienst der Grammatik treten, sondern umgekehrt: wie es WUNDT einmal in einem seiner Essays formuliert hat, sollte die Grammatik hier als eine Art Experimentalpsychologie dienen, sollten ihr die psychologischen Gesetze abgefragt werden.

Mit um so mehr Spannung wird man dem zweiten Teil der *Völkerpsychologie*, der den Mythos behandeln soll, entgegensehen. Denn innerhalb der Sprachwissenschaft oder wenigstens innerhalb der Indogermanistik fand WUNDT eine ausgebildete und zuverlässige, zudem bereits sich in PAULs Buch einer vortrefflichen und anerkannten Darstellung erfreuende Prinzipienlehre vor; hier ist es möglich, reife Früchte für die Psychologie zu ernten. Aber wo ist heute der Mythologe, der die Prinzipien des anderen gelten läßt? wird nicht also die Völkerpsychologie hier was sie ernten will auch großenteils selbst pflanzen müssen? und — bei allem Respekt vor dieser Wissenschaft und ihrem ausgezeichneten Neubegründer sei's gefragt — wird sie's können? wird sie uns Prinzipien zeigen, denen die Mythologen einträchtig zu folgen geneigt sein werden? Möge uns der zweite Band der *Völkerpsychologie* recht bald Licht geben!

SKUTSCH (Breslau).

WILLIAM JAMES. *The Varieties of Religious Experience. A Study in Human Nature.* New York, London und Bombay, Longmans, Green und Co. 1902. 527 S.

Daß der berühmte Vertreter der Psychologie an der Harvard University in Boston in einigen seiner späteren Essays Ansichten geäußert hat, die dem Standpunkt, den er in seiner zweibändigen Psychologie eingenommen hatte, nicht ganz zu entsprechen schienen — Ansichten, welche namentlich die religiösen und ethischen Vorstellungen betreffen, war schon seit Jahren bemerkt worden. Der Glaube an das Ideal zwar Hypothese, aber das Wertvollste für den Menschen; das Leben nicht des Heiligen, sondern des reuigen Sünders das vollkommenste Mittel zur Erschließung